

Friedrich der Grosse über Rousseau.

Zum 200. Geburtsjahre beider.

Von Dr. St. Schindele in Freiburg i. Br.

Zweihundert Jahre sind verflossen, seit Friedrich der Grosse und J. J. Rousseau geboren wurden. Beide Männer haben in die Entwicklung der Menschheitsgeschichte tief eingegriffen. Klio hat es aufgezeichnet, und Mnemosyne bei den Jubiläumsfeiern des Jahres 1912 hat es der Menschheit wieder ins Gedächtnis gerufen. Beider Männer Lebensweg hat sich kurze Zeit gekreuzt. Wie urteilt der eine, Friedrich der Grosse, über den andern, Rousseau? Die Antwort darauf will die vorliegende kleine Abhandlung geben, als einen bescheidenen Beitrag zur Rousseau- und Friedrich-Feier.

Friedrich der Grosse, „le philosophe de Sanssouci“, kommt auf Rousseau, „le philosophe sauvage“, mehrere Male zu sprechen. So in Briefen an Marschall Keith (1762), an die Herzogin von Gotha (1763), an Voltaire (1766, 1771, 1775). Ferner, aber ohne Nennung des Namens, in einer längeren akademischen Abhandlung „Ueber den Nutzen der Wissenschaften und Künste in einem Staate“ (1772). Die betreffenden Stellen finden sich tome XX (Keith), XVIII (Duchesse de Saxe-Gotha), XXIII (Voltaire) und IX (Discours de l'utilité des sciences et des arts dans un état) der von Preuss herausgegebenen „Oeuvres de Frédéric le Grand“ (Berlin 1846—1857, 30 tomes, 8^o). Wortgetreu aus dem Französischen übersetzt, sollen sie hier in der angegebenen chronologischen Reihenfolge angeführt werden. „J'ay faict icy un amas de fleurs estrangiers, n'y ayant founry du mien que le filet à les lier“ (Montaigne, Essais III, 12).

Rousseau richtete im Juli 1762 an Friedrich den Grossen, dem damals das Fürstentum Neuchâtel in der Schweiz unterstand, folgenden Brief:

„Motiers-Travers, September (Juli) 1762. Sire, ich habe viel Böses über Sie gesagt; ich werde solches vielleicht noch ferner sagen. Indessen, vertrieben aus Frankreich, aus Genf, aus dem Kanton Bern, komme ich, um in Ihren Staaten ein Asyl zu suchen. Es ist vielleicht ein Fehler von mir, dies nicht gleich anfangs getan zu haben; in diesem Geständnis liegt ein Lob, dessen Sie würdig sind. Sire, ich habe von Ihnen keine Gnade verdient und bitte auch um keine; aber ich habe geglaubt, Ew. Majestät

erklären zu sollen, dass ich in deren Gewalt bin und darin bleiben will; Sie kann über mich verfügen, wie es Ihr belieben wird“ (XX, 299).

Auf diesen Brief des wegen seines „Emil“ verfolgten Rousseau, der sich fast wie jener des Themistokles an Artaxerxes (Thukyd. I, 137) liest, erging von Friedrich dem Grossen die folgende Verfügung an den Gouverneur von Neuchâtel, Georg Keith, „Mylord Marischal“ (der, in Schottland geboren, als Parteigänger des Prätendenten Karl Eduard England hatte verlassen müssen, und zuerst in spanische, dann in preussische Dienste getreten war):

„Lasst uns, teurer Mylord, dem Unglücklichen ein Asyl geben. Dieser Rousseau ist ein sonderbarer Geselle (garçon singulier), ein zynischer Philosoph (philosophe cynique), der nur den Bettelsack besitzt. Man muss ihn so viel als möglich am Schreiben hindern, denn er behandelt heikle Gegenstände, die in Ihren Neuchâteler Köpfen nur zu lebhaft empfindungen erregen und alle Ihre Geistlichen, ohnehin zum Streite geneigt und von Fanatismus voll, zum Schreien veranlassen würden . . . Adieu, mein teurer Mylord, meine Nase ist voll von Dankbarkeit wegen des (spanischen) Tabakes, den Sie derselben liefern“ (29. Juli 1762, XX, 288).

Ein weiterer Brief Friedrichs an den Gouverneur von Neuchâtel aus demselben Jahre spricht sich ausführlicher über Rousseau aus:

„Ihr Brief, mein teurer Mylord, betrifft Rousseau von Genf, hat mir viel Vergnügen bereitet. Ich sehe, dass unsere Gedanken übereinstimmen; man muss diesem Armen und Unglücklichen Erleichterung verschaffen. Er sündigt nur durch seine sonderbaren Meinungen (opinions singulières), die er aber für gute hält. Ich übersende Ihnen 100 Taler (écus); lassen Sie ihm davon geben, was er für seine Bedürfnisse braucht. Ich glaube, wenn man es ihm in Naturalien gäbe, würde er es lieber annehmen, als in Geld. Wenn wir nicht den Krieg hätten, wenn wir nicht ruiniert wären, würde ich ihm eine Einsiedelei mit Garten bauen lassen, wo er so leben könnte, wie nach seiner Meinung unsere ersten Eltern lebten. Ich gestehe, dass meine Ideen von den seinen so verschieden sind, wie das Endliche von dem Unendlichen; er wird mich niemals überreden, Gras abzuweiden und auf allen vieren zu gehen. Es ist wahr, dieser ganze asiatische Luxus, dieses verfeinerte, wollüstige und weichliche Leben ist zu unserer Erhaltung nicht wesentlich, wir könnten mit grösserer Einfachheit und Bedürfnislosigkeit leben, als wir es tun; aber warum soll man auf die Annehmlichkeiten des Lebens verzichten, wenn man sie geniessen kann? Die wahre Philosophie, scheint mir, ist jene, welche den Missbrauch verdammt, ohne den rechten Gebrauch zu untersagen; man muss verstehen, an allem vorüberzugehen, braucht aber nicht auf alles zu verzichten. Ich gestehe Ihnen, viele moderne Philosophen missfallen mir durch die Paradoxa, die sie verkünden. Sie wollen neue Wahrheiten sagen, und sie verschleissen Irrtümer, welche den gesunden Verstand beleidigen. Ich halte

mich an Locke, an meinen Freund Lukrez, an meinen guten Kaiser Mark Aurel: diese Leute haben uns alles gesagt, was wir wissen können, bis zur Physik Epikurs, und alles, was uns gemässigt, gut und weise machen kann. Sodann ist es zum Lachen, wenn man uns mit der Behauptung kommt, wir seien alle gleich, und müssten folglich leben wie Wilde, ohne Gesetze, ohne Gesellschaft und ohne Staat, ferner die schönen Künste hätten den Sitten geschadet, und was dergleichen ebenso unhaltbare Paradoxa noch mehr sind. Ich glaube, Ihr Rousseau hat seinen Beruf verfehlt; er war unzweifelhaft bestimmt, ein berühmter Coenobite zu werden, ein Wüstenvater, gefeiert durch strenges Leben und Kasteiungen, ein Säulenheiliger (stylite). Er hätte Wunder gewirkt, wäre ein Heiliger geworden und hätte den grossen Katalog des Martyrologiums vermehrt. Aber jetzt wird er nur als ein Sonderling von Philosoph (en qualité de philosophe singulier) angesehen werden, der nach 2000 Jahren die Sekte des Diogenes wieder erweckt. Dafür lohnt es sich nicht, Gras abzuweiden und mit allen zeitgenössischen Philosophen sich zu entzweien. Der verstorbene Maupertuis hat mir von ihm einen charakteristischen Zug erzählt. Auf seiner ersten französischen Reise ernährte sich Rousseau in Paris durch das Abschreiben von Musikalien. Der Herzog von Orleans erfuhr, dass er arm und unglücklich sei, und gab ihm Musikalien zum Kopieren, um so Gelegenheit zu haben, gegen ihn freigebig zu sein. Er schickte ihm 50 Louisdor; Rousseau nahm davon 5 und gab den Rest zurück, den er niemals annehmen wollte, obwohl man ihn drängte: seine Arbeit sei nicht mehr wert, sagte er; der Herzog könnte diese Summe besser anwenden, da es noch ärmere und faulere Leute gebe als er selbst. Diese grosse Uneigennützigkeit ist unwidersprochen der Grundcharakter seiner Tugend; deshalb erachte ich, dass Ihr Wilder (votre sauvage) ebenso reine Sitten als inkonsequenter Geist besitzt“ (1. Sept. 1762, XX, 288—290).

Rousseau bedankte sich beim Könige für die gewährte Zuflucht und erhaltene Unterstützung:

„Sire, Sie sind mein Beschützer und mein Wohltäter, und ich trage ein Herz, das für Dankbarkeit gemacht ist; ich werde Ihnen die Schuld abtragen, wenn ich kann“.

„Sie wollen mir Brot geben; gibt es keinen unter Ihren Untertanen, dem es daran gebricht? Tun Sie mir diesen Degen aus den Augen, der mich blendet und verletzt; er hat nur zu sehr seine Schuldigkeit getan, und das Scepter ist beiseite gelassen. Die Laufbahn für einen König von Ihrem Stoffe ist lang, und Sie sind noch weit vom Ziel; doch die Zeit drängt, und Sie haben nicht einen Augenblick zu verlieren, um an das Ziel zu kommen“.

„Könnte ich sehen, wie Friedrich der Gerechte und Gefürchtete seine Staaten mit einem zahlreichen Volke besiedelt, dessen Vater er ist, so

würde J.-J. Rousseau, der Feind der Könige, hingehen und zu Füßen seines Thrones sterben“ (Motiers-Travers, 30. Oktober 1762, XX, 299, 300).

Auf diese Anspielung, Friedrich solle den (siebenjährigen) Krieg einstellen, antwortete der König in einem Schreiben an Mylord Marischal Keith:

„Ich habe, mein lieber Mylord, Ihren Brief und den des wilden Philosophen (*philosophe sauvage*) erhalten. Man muss gestehen, dass man die Uneigennützigkeit nicht weiter treiben kann, als er es tut; das ist ein grosser Schritt zur Tugend, wenn nicht die Tugend selbst. Er will, dass ich Frieden mache: der gute Mann (*bonhomme*) kennt die Schwierigkeit nicht, dahin zu gelangen; würde er die Politiker kennen, mit denen ich es zu tun habe, so würde er an ihnen Leute finden, die noch weniger leicht zu behandeln sind als die Philosophen, mit denen er sich überworfen hat“ (Meissen, 26. Nov. 1762, XX, 291). (Rousseau hatte sich besonders mit den zeitgenössischen Materialisten [Diderot u. a.] überworfen durch seine Bekämpfung des Materialismus im „Emil“, 4. Buch, Glaubensbekenntnis des savoyschen Vikars; *Oeuvres* Basel 1793, t. 9 p. 32 sq.)

Als Mylord Marischal Keith nach England gereist war, wohin ihm Rousseau hätte folgen sollen, schrieb der König (1763):

„Es freut mich, mein lieber Mylord, zu wissen, dass Sie glücklich in London angekommen sind . . . Man sagt, dass Jean-Jacques Ihnen nicht folgen wird; die Schotten werden also den Schweizer Wilden (*le sauvage helvétique*) nicht zu sehen bekommen, weshalb dieselben aber nicht sonderlich zu beklagen sind. M. Hume wird Sie hundertfach entschädigen für das, was Sie an der Gesellschaft von Jean-Jacques verlieren könnten“ (Sans-Souci, 4. Sept. 1762 (1763), XX, 294).

Später bekamen ja die Schotten den „helvetischen Wilden“ doch noch zu sehen. Auf Betreiben der reformierten Gemeinde, mit der er zum Abendmahl gegangen, musste Rousseau, dessen „Irrlehren“ unterdessen ruchbar geworden, das Fürstentum Neuenburg verlassen, und ging nach kurzem Aufenthalte auf der Petersinsel im Bieler See mit Hume nach England (1766). Friedrich der Grosse konnte ihn nicht schützen: „Die von Neuchâtel haben ihn schlecht behandelt (*ont mal usé envers lui*): man muss die Unglücklichen respektieren: nur verderbte Seelen drücken solche zu Boden“ (Brief Friedrichs an Voltaire, Dez. 1766, XXIII, 116): „Zu Neuchâtel ist meine Autorität ähnlich derjenigen, welche der König von Schweden über seine Landstände hat, oder vielmehr gleich der Macht, die Stanislaus (in Polen) über seine sarmatische Anarchie besitzt. Zu Neuchâtel ohne Genehmigung der Synode einen Staatsrat ernennen wollen, hiesse sich unnützer Weise kompromittieren. Ich wollte Jean-Jacques in diesem Lande schützen, man hat ihn vertrieben“ (Friedrich an Voltaire, Potsdam, 20. Sept. 1771, XXIII, 201).

Ueber Rousseaus „Emil“ äussert sich der König in einem Briefe an die Herzogin Louise Dorothea von Sachsen-Gotha (1763) also:

„Ich habe, während ich auf den Friedensschluss (von Hubertusburg) warte, ein Werk Rousseaus von Genf angefangen. Das Buch hat zum Titel „Emil“, und wahrhaftig, Madame, es bekehrt mich zu Ihrer Ansicht: Alle diese neuen Erzeugnisse sind nicht viel wert; es ist ein Wiederkaufen (rebâchage) von Dingen, die man seit langem weiss, verziert mit einigen kühnen und in ziemlich elegantem Stile geschriebenen Gedanken. Aber nichts Originelles, wenig solide Beweisführung, und viel Unverschämtheit (impudence) von seiten des Verfassers. Und diese Kühnheit, welche an Frechheit (effronterie) grenzt, verursacht dem Leser Unbehagen, so dass ihm das Buch unerträglich wird, und er es vor Ekel wegwirft. Wenn die Herren Autoren weniger Missbrauch trieben mit der schönen Kunst, unsere Gedanken zu drucken, wenn sie daran dächten, dass der Verfasser eines schlechten Buches seine Torheit verewigt, statt seinen Ruhm zu begründen, so würden nur mehr Werke erscheinen, geeignet zu belehren oder zu gefallen. Fürwahr, warum muss das Publikum seine Zeit verlieren, weil ein Narr auf den Gedanken gekommen ist, ein Schriftsteller zu werden, und seine Visionen (visions cornues) zu verschleissen? Man wird vielleicht sagen: Aber muss man es denn lesen? Man würde es nicht lesen, wenn man seinen Inhalt im vorhinein kennen würde; so aber wird man durch den Titel betrogen, und manchmal auch durch einen Namen, der einen gewissen Lärm erregt hat. Die Jahrhunderte der Unwissenheit litten an zu wenig Litteratur; wir dagegen haben uns über zu viel Litteratur und deren Missbrauch zu beklagen. Doch ist es immerhin besser, im Ueberfluss zu leben, wobei man eine Auswahl treffen kann, was unsere groben und traurigen Vorfahren sicherlich nicht konnten in den vertierten Jahrhunderten (siècles abrutis), worin sie lebten. Indessen ist heutzutage ein gutes Buch so selten, wie damals ein Buch überhaupt“ (Leipzig, 19. Febr. 1763, XVIII, 216, 217).

An die gleiche Adresse, an die „göttliche Herzogin“ (divine duchesse) (XVIII, 218 und öfters), der „ihr sehr getreuer Vetter und Diener Friedrich“ (très fidèle cousin et serviteur Frédéric) „auf Ehrenwort schwört, dass er sie hundertmal mehr verehrt, als die Jungfrau Maria und alle weiblichen Heiligen des Martyrologiums“ (XVIII, 222), hatte der König kurz vorher (4. Febr. 1763) geschrieben:

„Ich weiss, dass man mich in der Welt anklagt, sehr gern solche zu schützen, deren Glaube mit der Orthodoxie nicht ganz übereinstimmt. Indessen können meinen Beistand jene nicht bekommen, die nur aus Leichtsinn oder Schlemmerei oder Prahlerei ungläubig sind; wohl aber jene, die es aus guten, soliden Gründen sind, und deren Schriften mit strenger Genauigkeit und dem erforderlichen Anstand verfasst sind. Es gibt keinen verstiegeneren Gedanken, als den Aberglauben vernichten zu

wollen. Die Vorurteile sind die Vernunft des Volkes (*les préjugés sont la raison du peuple*), und dieses einfältige Volk (*ce peuple imbécile*), verdient es, aufgeklärt zu werden? Sehen wir nicht, dass der Aberglaube einer der Bestandteile ist, welche die Natur in die Zusammensetzung des Menschen gemischt hat? Wie kann man gegen die Natur kämpfen, wie einen so allgemeinen Instinkt vernichten! Ein jeder soll seine Ansicht für sich behalten, diejenige der anderen aber respektieren. Dies ist das einzige Mittel, um in Frieden mit einander zu leben“ (XVIII, 215).

In einem Briefe an Voltaire, „den Patriarchen von Ferney, den helvetischen Stellvertreter (*vicaire helvétique*) Apollons, den er hundertmal mehr liebt, als den Stellvertreter des hl. Petrus zu Rom“ (XXIII, 116) vom Jahre 1766 sagt Friedrich (nachdem er auseinandergesetzt, dass zwar eine Gesellschaft ohne Religion, nicht aber ohne Gesetze bestehen könnte, nichtsdestoweniger ein von allem Aberglauben gereinigter Staat sich nicht lange in seiner Reinheit erhalten würde, sondern bald neue Absurditäten an die Stelle der alten treten dürften), in einem Postskriptum:

„Sie fragen mich, was ich von Rousseau aus Genf halte. Ich denke, dieser Unglückliche ist zu beklagen. Ich liebe weder seine Paradoxa noch seinen zynischen Ton (*je n'aime ni ses paradoxes, ni son ton cynique*)“ (Dez. 1766, XXIII, 116). Das „zynisch“ dürfte hier den ursprünglichen Sinn, zur zynischen Sekte des Antisthenes und Diogenes gehörig, haben.

Von den Paradoxen Rousseaus spricht Friedrich nochmals in einem Briefe an Voltaire vom Jahre 1775: „Auch die Philosophen sind vor Irrtum nicht sicher. Beweis dafür sind die substanzialen Formen des Aristoteles, der Gallimathias (*galimatias*) des Platon, die Wirbel des Descartes, die Monaden des Leibniz. Was soll ich zu den Paradoxien sagen, mit denen Jean-Jacques Europa beschenkt hat, wenn man überhaupt einen Mann unter den Philosophen aufzählen darf, der das Gehirn einiger guter Familienväter dermassen verwirrt hat, dass sie ihren Kindern eine Erziehung nach »Emil« geben wollen“ (Potsdam, 29. Sept. 1775, XXIII, 353).

Zu diesen „guten Familienvätern“ gehörte unter anderen auch Pestalozzi, der es versuchte, seinen Sohn, welcher Rousseau zu Ehren Jacques genannt wurde, wie einen Emil zu erziehen. Aber der Versuch misslang, und der neue (1794 frühverstorbene) Emil missriet.

Am meisten stiess sich Friedrich der Grosse an Rousseaus „Discours sur les sciences et les arts“, 1750, der von der Akademie zu Dijon preisgekrönter Beantwortung ihrer 1749 gestellten Preisfrage: „Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs?“ In einer eigenen Abhandlung „Ueber den Nutzen der Wissenschaften und Künste in einem Staate“ (*Discours de l'utilité des sciences et des arts dans un état*), die 1772 in der Berliner Akademie gelesen wurde (IX, 171--180), setzt er sich mit dem helvetischen Wilden, dem Philosophensonderling auseinander, ohne

aber dessen Namen zu nennen. Friedrichs Urteil über Rousseau spricht sich darin in folgenden Worten aus:

„Wenig aufgeklärte oder wenig aufrichtige Personen (des personnes peu éclairées ou peu sincères) haben es gewagt, sich als Feinde der Wissenschaften und Künste zu bekennen. Wenn es ihnen erlaubt war, das zu verleumden, was der Menschheit die grösste Ehre macht, so muss es erst recht erlaubt sein, es zu verteidigen; dies ist die Pflicht aller, welche die Gesellschaft lieben und für das erkenntlich sind, was sie den Wissenschaften verdanken. Unglücklicher Weise machen Paradoxa oft mehr Eindruck auf das Publikum als Wahrheiten; deshalb muss man ihm die Augen öffnen und mit guten Gründen, nicht mit Beleidigungen, die Urheber solcher Träumereien (les auteurs de telles rêveries) widerlegen. Mit Scham muss ich in dieser Akademie es sagen, man hat die Frechheit (effronterie) gehabt, zu bezweifeln, ob die Wissenschaften für die Gesellschaft nützlich oder schädlich sind, da doch hierüber niemand Zweifel haben sollte. Unser Vorzug vor den Tieren liegt nicht in körperlichen Fähigkeiten, sondern in dem uns von der Natur verliehenen ausgedehnteren Geiste. Was den einen Menschen von dem andern unterscheidet, ist die Begabung und das Wissen. Daher kommt der unendliche Abstand zwischen einem gebildeten und einem barbarischen Volke: das eine ist aufgeklärt, das andere vegetiert in Rohheit und Stumpsinn“ (IX, 171).

„Der Mensch ist von Hause aus nur wenig; er wird mit Anlagen geboren, die mehr oder weniger einer Entwicklung fähig sind. Aber man muss sie kultivieren . . . Der weiteste Geist ist ohne Kenntnisse nur ein roher Diamant, der erst durch die geschickten Hände eines Steinschneiders Wert bekommt. Wie viel Talente sind der Gesellschaft verloren gegangen, wie viele grossen Männer jeder Art sind im Keime erstickt, sei es durch Unwissenheit, sei es durch den niederen Stand, worin sie sich befanden! Das wahre Wohl des Staates, sein Vorteil und sein Glanz erfordern es, dass das Volk so unterrichtet und aufgeklärt als möglich ist, damit er taugliche Subjekte für die verschiedenen Staatszwecke bekommt“ (IX, 172).

„Jener Besessene (je ne sais quel énergumène), der mit erbärmlichen Paradoxen (misérables paradoxes) zu behaupten wagte, dass die Wissenschaften schädlich sind, dass sie die Laster raffinierter machen und die Sitten zerstören, er hätte die Trägheit angreifen sollen, welche nichts lernen will, er hätte die anspruchsvolle Unwissenheit tadeln sollen, welche alles können will und nichts kann. Derlei Unrichtigkeiten (faussetés) springen in die Augen, und trotz alles versuchten gegenteiligen Scheines steht es fest, dass die Kultur den Geist verbessert (rectifie), nicht aber verschlechtert (dépraver). Was ist es, was die Sitten verdirbt? Das sind die schlechten Beispiele, besonders in den Städten, weniger auf dem Lande“ (IX, 172).

Gegenüber den Behauptungen „gemeiner Sophisten“ (vils sophistes) „vergleiche man einen Wilden von Kanada mit dem Bürger eines zivili-

sierten europäischen Staates, und alles wird zu gunsten des letzteren sprechen. Wie kann man die grobe Natur der vervollkommneten vorziehen, wie den Mangel an Subsistenzmitteln einem gemächlichen Leben, die Rohheit der Bildung, das Recht des Stärkeren und das Räuberwesen, welche Vermögen und Bestand der Familien zerstören, der Sicherheit des Eigentums unter dem Schutze der Gesetze“ (IX, 173).

Den Künsten und Wissenschaften „verdanken wir alles, sie sind die Wohltäter des Menschengeschlechtes“, was der König im einzelnen ausführt (IX, 174 f.). „Die Schurken (fourbes) und Betrüger (imposteurs) allein sind es, die dem Fortschritte der Wissenschaft sich widersetzen, weil dieser ihnen allein schädlich ist“ (IX, 177). „Alle aufgeklärten Fürsten haben jene beschützt, die durch gelehrte Arbeiten dem menschlichen Geiste Ehre machten. Wenn heutzutage eine Regierung die Pflege der Wissenschaften vernachlässigen wollte, würde sie bald um ein Jahrhundert hinter ihren Nachbarn zurückstehen. Polen liefert hierfür ein greifbares Beispiel“ (IX, 179).

„In diesem philosophischen Jahrhundert, worin wir leben, hat man nicht bloss die Wissenschaften anzuschwärzen gesucht, es fanden sich auch Leute von schlechter Gemütsart (personnes d'assez mauvaise humeur), oder vielmehr ohne Gefühl und Geschmack, welche sich als Feinde der schönen Litteratur erklärten. . . Diesen harten Seelen, diesen schwarzgalligen Feinden der schönen Litteratur soll der Konsul und Philosoph, der Vater des Vaterlandes und der Beredsamkeit antworten: »Diese Studien nähren die Jugend, ergötzen das Alter; schmücken das Glück, gewähren im Unglück Zuflucht und Trost, erfreuen daheim, bieten kein Hindernis in der Fremde, durchwachen die Nächte mit uns, reisen und weilen mit uns auf dem Lande.«“ (IX, 177, 178). Der König, der die Lateiner, und noch weniger die Griechen, nicht im Originale lesen konnte, gibt nach der französischen Uebersetzung von Willefore die zitierte Stelle aus Ciceros Rede Pro Archia poeta (c. 7): „haec studia adulescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perflugium ac solacium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur“. Mit den getadelten „schwarzgalligen Feinden der schönen Literatur“ und den „harten Seelen“ dürfte übrigens weniger Rousseau gemeint sein, als ein anderer, z. B. der Mathematiker D'Alembert, gegen dessen Urteile über die Poesie Friedrich eine eigene Abhandlung schrieb „Réflexions sur les réflexions des géomètres sur la poésie“, 1762 (IX, 61—74).

So urteilt Friedrich der Grosse über Rousseau. Während andere hervorragende deutsche Geister, wie Goethe, Schiller, Jean Paul, Pestalozzi und selbst Kant für Rousseau schwärmten, verhielt sich Friedrich, wie Gellert und Herder, ablehnend gegen „den wilden Philosophen, sonderbaren Gesellen, zynischen Philosophen, gegen den helvetischen Wilden mit den reinen Sitten und dem inkonsequenten Geiste, den guten Mann, der Europa mit

Paradoxen und Unrichtigkeiten beschenkt hat, der das Gehirn mancher Familienväter in der Erziehungsfrage verwirrt hat, gegen den gemeinen Sophisten, den wenig aufgeklärten oder wenig aufrichtigen Verächter von Wissenschaft und Kunst, den Urheber von Träumereien, den Sonderling von Philosoph, den Narren, den Besessenen, den unverschämten und frechen Feind der Könige“. „Was für eine revolutionäre Kraft in den extremen Theorien und den zündenden Reden des Sonderlings steckte, ahnte doch auch Friedrich nicht, und aus seinen Einseitigkeiten und Uebertreibungen den berechtigten Kern mit voller Unparteilichkeit auszuscheiden, war für den grössten unter den Vertretern der absoluten Monarchie gerade deshalb unmöglich, weil er selbst diese Staatsform, ehe sie ihrer Umbildung entgegen ging, mit einem neuen Geiste erfüllt hatte. Aber für einen ehrlichen, uneigennütigen Menschen hielt er den radikalen Philosophen trotz allem“ (Eduard Zeller, Friedrich der Grosse als Philosoph, Berlin 1886, 33).

• Friedrich der Grosse teilt im wesentlichen die unorganische, darum unhistorische, einseitig utilitaristische und moralistische, nüchterne Weltanschauung der Aufklärung. Mit Rousseau und Locke denkt er sich z. B. den Staat in unorganischer Weise durch Vertrag entstanden (*Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe*, 1738, VIII, 25; *Essai sur les formes de gouvernement*, 1777, IX, 196; *Lettres sur l'amour de la patrie*, 1779, 216, 221 ff., woselbst Friedrich von dem Gesellschaftsvertrag, *pacte social*, spricht, welchen Ausdruck auch Rousseau anwendet [*Emile* I. V; *Contrat social* I. I ch. 6] neben dem gewöhnlichen, *contrat social*, den Friedrich nicht gebraucht); mit Rousseau und Voltaire vertritt er die natürliche oder Vernunftreligion der Deisten, allerdings ohne Unsterblichkeit des Menschen und ohne Vorsehung Gottes, während Rousseau Immaterialität und Unsterblichkeit der Seele vertrat (*Émile*, livre IV, *Profession de foi du vicaire savoyard*; *Oeuvres*, Basel 1793, t. 9, p. 13—131); mit der gesamten Aufklärung wird er dem positiven und geschichtlichen Christentum nicht gerecht usw. Aber auf Friedrichs pädagogische Reformen, wie sie namentlich im „General-Landschul-Reglement“ von 1763 enthalten sind, hat weder Locke oder Voltaire, die des Königs theoretische Weltanschauung bestimmten, noch Rousseau und „sein geistiger Verleger und Uebersetzer“ (Jean Paul) Basedow eingewirkt; vielmehr erfolgten diese Reformen in dem konservativen und christlichen Geiste seines Vaters, der das preussische Volksschulwesen begründete, und Männer wie Francke, Hecker, von Rochow und Felbiger waren dabei des Königs Werkzeuge. Zu diesen Männern kam dann später noch der Einfluss Pestalozzis, auf den besonders Fichte hinwies, um die preussische Volksschule des 19. Jahrhunderts zu schaffen, in einem Geiste, welcher der christlich-organischen Weltanschauung sich in dem Grade näherte, als Friedrich der Grosse und Rousseau im Gefolge Lockes sich davon entfernt hatten. Die Wiedergeburt Preussens und Deutschlands nach der napoleonischen Fremdherrschaft,

diese christlich-deutsche Renaissance, wurzelt nicht in den aufklärerischen Ideen eines Locke und Voltaire, eines Rousseau und Basedow — ohne dass hiermit diesen Männern ihr sonstiges Verdienst abgesprochen wäre —, auch nicht in der theoretischen Weltanschauung Friedrichs des Grossen, sondern in der christlichen, d. h. organisch-teleologischen und zugleich national-patriotischen Weltanschauung. Dies nachzuweisen wäre ebenso verlockend, als es die Grenzen unserer Abhandlung überschreitet. Es genüge, Friedrich Rückerts „Geharnischtes Sonett“ vom Jahre 1814 hierüber anzuführen:

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst tat die Wunder, die er selbst beschrieben;
Er steigt empor aus seines Grabes Male

Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war niemand wach geblieben,
Und Rossbachs Ruhm ging unter in der Saale.

Wer weckt mich heut und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, dass mich's will gemahnen,
Als säh' ich meinen alten Ziethen reiten.
Auf, meine Preussen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und Ihr sollt grösser sein als Eure Ahnen!“

„Und Ihr sollt grösser sein als Eure Ahnen!“ Grösser als Rousseau, der in seinem „Emil“ unter anderem schrieb: „Tout est bien sortant des mains de l'Auteur des choses: tout dégénère entre les mains de l'homme“ (Émile ou de l'éducation, 1762, livre I, Oeuvres, Basel 1793 t. 7, p. 7). „L'homme vraiment libre ne veut que ce qu'il peut, et fait ce qu'il lui plaît . . . ainsi les mots d'obéir et de commander seront proscrits de son (de l'enfant) Dictionnaire, encore plus ceux de devoir et d'obligation; mais ceux de force, de nécessité, d'impuissance et de contrainte y doivent tenir une grande place“ (Émile, livre II; Oeuvres, t. 7 p. 115, 128). Grösser auch als selbst der grosse König, der seinen Skeptizismus noch einige Jahre vor seinem Tode in die Verse kleidete:

„Unde, ubi, quo? D'où viens-je? où suis-je? où vais-je?
Je n'en sais rien. Montaigne dit: „Que sais-je?“

(Vers sur l'existence de Dieu, composés par Frédéric quelques années avant sa mort, XIV, 18). Rousseau würde dazu sagen: „Comment peut-on être sceptique par système et de bonne foi? je ne saurois le comprendre. Ces philosophes, ou n'existent pas, ou sont les plus malheureux des hommes“ (Émile, I. IV, Profession de foi du vicaire savoyard; Oeuvres t. 9, p. 17).